

Ergänzungen zum Online-Vortrag

Digitales Denken

Philosophie beginnt überall dort, wo sich Sprache unter den Menschen ausbreitet. Sprache ist ein digitales Medium. Was auch immer an Modellen zur Erklärung von „digital“ im Umlauf ist, wir verwenden „digital“ im Gegensatz zu „analog“. Der Unterschied besteht darin, dass wir im analogen Denken von der Codierung auf die Herkunft des Signals schließen können. Wenn wir uns in der Frankfurter Börse die Kurve der Entwicklung des Dax an einem Tag anschauen, dann können wir analog zu den Ausschlägen nach oben und nach unten auf die Käufe und Verkäufe von bestimmten Aktien schließen.

Eine digitale Codierung allerdings lässt diesen Schluss von der Codierung auf die Herkunft des Signals nicht zu. Beispielsweise besteht die Codierung der Erbinformation in Ihren Genen aus einem 4-Bit digitalen Muster. Wir bezeichnen sie mit den Buchstaben A, G, C, T. Schauen Sie sich die gesamte Reihe dieser „Basen“ genannten Moleküle in einem Gen an, und Sie erkennen keine Ähnlichkeit zwischen der Abfolge der Basen und dem Eiweiß, zu dessen Produktion sie der Bauplan ist. Die Codierung könnte die Formel für Eiweiß für einen Menschen oder für ein Schwein sein - vielleicht ist es sogar die Codierung für ein Virus oder vollkommener Unsinn. Sie benötigen einen Schlüssel oder einen Digital-Analog-Wandler, der Ihnen Sinn aus einem chaotischen Muster entstehen lässt. Der amerikanische Mediziner Greg Venter hat vor wenigen Jahrzehnten die Gene des Menschen entschlüsselt und damit eine Art Digital-Analog-Wandler für das menschliche Genom vorgestellt.

Mit dem Zuwachs der Komplexität der Sprache wird immer deutlicher, dass weder Worte noch Wortfolgen eine analoge Abbildung von irgendetwas sein können. Zum Einen können wir nicht vorhersagen, in welcher Reihenfolge mit der 26-Bit-Codierung - dem lateinischen Alphabet - Reihen gebildet werden, die wir Wörter und Sätze nennen, und welche Bedeutung jemand in diese Wörter hinein legt. Zum Anderen haftet weder an Worten noch an Buchstaben so etwas wie Bedeutung.

Welche Bedeutung hat der folgende Satz: „Der Gostak dispimmt die Doschen“?¹ Der Satz hat keine Bedeutung. Die Wörter sind lediglich aus den uns bekannten Buchstaben zusammengesetzt und erwecken den Anschein einer Bedeutung durch ihre gewöhnliche grammatische Struktur. Zwar können wir aus dem Satz den Schluss folgern, dass ein Gostak die Doschen dispimmen kann. Es ist aber nicht einmal festgelegt, welche bedeutungslosen Buchstaben und Wörter jemand anderes derart aufeinander folgen lässt, dass ein Hörer automatisch eine bestimmte Bedeutung hineinlegt.

Die Bedeutung legt stets der Empfänger fest. Jemand könnte moralisch ergriffen sein und in den sozialen Medien darüber klagen, dass ein Gostak schon wieder einen Doschen dispimmt hat. Viele andere könnten seine Betroffenheit teilen und zur Demonstration gegen diese Diskriminierung aufrufen. Sollte jemand fragen, was denn ein Gostak sei, wird bestimmt jemandem auch eine moralisch relevante Antwort einfallen. Und wenn alles oft genug wiederholt wird, dann wird es wahr sein.

Im wissenschaftlichen Denken, das sich an Empirie, also an Beobachtungen orientiert, haben sich hauptsächlich solche Wörter und Sätze als anschlussfähig erwiesen, die zahl-

¹ Wolf Schneider, *Wörter machen Leute, Magie und Macht der Sprache*, Pieper, München, Berlin, Zürich 2015 (20. Auflage), S. 325.

reiche andere Menschen leicht mit ihren eigenen Beobachtungen in Einklang bringen können. Der Satz: „Der Gostak dispimmt die Doschen“, gehört nicht zu den wissenschaftlichen Sätzen, weil es an einer genügend großen Zahl von empirischen Beobachtungen fehlt, deren Relevanz durch diesen Satz gesteigert werden könnte. Er bleibt ein Satz, der vor allem Verschwörungsmythologen faszinieren könnte. Wo nämlich Beobachtungen zurücktreten, sind Menschen leichtfertiger bereit, bloße Sätze und Phantasiegebilde in kausale Muster einzuordnen, ihnen ein Wahrheitsversprechen beizulegen und untereinander zu teilen.

Wem der Beobachtungsraum eines Menschen nicht viel weiter reicht als der Horizont einer flachen Tischplatte, der lässt sich auch leichter dafür begeistern, die Erde für eine flache Scheibe zu halten, als ein Pilot, der eine Flug-Route von Frankfurt nach New York berechnen muss, auf der er den günstigsten Kerosinverbrauch haben wird. Denn ein Pilot der schon einmal von Frankfurt nach New York geflogen ist, wird mit Sicherheit nicht zu den Hunderten von Menschen gehört haben, die 2017 nach Raleigh in North Carolina zur *International Flat Earth Conference* pilgerten, um mit anderen dort die Überzeugung zu festigen, „dass die Erde eine Scheibe sei und Wissenschaft und Politik die Bevölkerung gezielt belügen würden.“²

Mit Sprache allerdings kann jeder alles behaupten, und in der digitalisierten Welt begegnen wir konstruierten Geschichten, die früher einmal selbstverständlich für kompletten Unsinn gehalten wurden. Eine bloße Diskussion über die Plausibilität oder ihre Wahrheit schafft heute auch Verschwörungsmymen nicht aus der Welt. Vielmehr würde sie zur Verbreitung solcher Mythen beitragen.

Würde man aber die Anhänger der *Flat-Earth-Theory* zu Piloten ausbilden und im Vergleich zu unserem oben genannten Piloten die Spritmenge für ihren Flug von Frankfurt nach New York berechnen lassen, so würde ihre auf der flachen Erde beruhenden Berechnung dazu führen, dass ihr Flugzeug weit vor New York wegen Spritmangels in den Atlantik stürzte.

Eine solche Erklärung dafür, dass sich die Theorie der runden Erde bis heute stärker verbreitet hat, nennen wir eine evolutionäre. Sie kommt hierbei ohne den Begriff der Wahrheit aus. Denn es spielt keine Rolle, ob die Theorie der flachen Erde oder die der runden Erde wahr ist. Es genügt in diesem Fall zu sehen, dass die Vorstellung von der flachen Erde irgendwann im Meer untergehen würde.

In einer vernetzten, von Empirie und Beobachtung getragenen Denk- und Sprechweise verschwinden Theorien wie die von der flachen Erde automatisch – beispielsweise tief im Atlantischen Ozean. Wie diese Mythen wird ein Großteil von Sprachmustern zu wenig geteilt, um für wahr gelten zu können. Und manchmal löschen sich Verkünder von Bedeutungen in Sprachmustern selber aus. Wenn wir uns an digitales Denken gewöhnen, dann erweisen sich die zahlreichen Diskussionen in der Jahrtausende alten Philosophie als marginal. Denn wir erkennen heute, dass die Wirkung von Aussagen und Sprachmustern weniger mit ihrer vermeintlichen Wahrheit zu tun hat. Wir können aus der Falschheit von Aussagen oder Theorien nicht darauf schließen, dass sie sich auf Grund der Unwahrheit nicht durchsetzen werden.

Weltwörter

Es folgt aus der Auffassung, dass Sprache ein digitales Medium ist, dass es nicht möglich ist, als Sender einer Aussage eine Bedeutung in diese Aussage zu legen. Worte transportieren keine Bedeutung. Auch dann nicht, wenn ein Sender sich fest vornimmt, dass bei-

² Katharina Nocun und Pia Lamberty, *Fake Facts: Wie Verschwörungstheorien unser Denken bestimmen*, Bastei Lübbe, Köln 2020, ebook

spielsweise das Wort „Gott“ nur der christliche Gott bedeuten soll. Niemand kann festlegen, dass sich der Empfänger solch einer Botschaft an diese Festlegung hält. Obwohl ein Wort selbst trägt keine Bedeutung trägt, haben Wörter wie „Gott“ welttragende Bedeutung bekommen. In vielen Kulturen ist es heute noch lebensgefährlich, das Wort, das ihr „Gott“ sei, als reine Metapher zu bezeichnen, dem nichts Wirkliches diesseits und jenseits der Welt entspricht. Dabei ist es nicht wichtig, ob die Bezeichnung wahr oder falsch ist. Ebenso dramatisch wird es, wenn sich Anhänger einer monotheistischen Religion bewusst werden, dass Anhänger einer anderen monotheistischen Religion dasselbe Wort - „Gott“ - für etwas vollkommen Anderes verwenden. Kaum ist es deutlicher als bei dem Wort „Gott“, dass die Bedeutung immer der Empfänger festlegt.

Und wer denkt heute bei dem Wort „Akademie“ - um ein weniger lebensgefährliches Beispiel aufzugreifen - an den Herrn Akademos, der vor fast 2.500 Jahren seinen Garten Männern zur Verfügung stellte, in dem sie umherwandernd philosophierten? Eine Akademie, wie wir das Wort heute verstehen, gab es damals gar nicht. Das Wort kann daher nicht Träger der Bedeutung gewesen sein, die wir heute für selbstverständlich halten. Und die Bedeutung, die der Träger dieses Namens mit dem Wort verband, ist verschwunden. Wir können aus der Reihenfolge der Buchstaben in dem Wort „Akademie“ nicht einmal eine Haarspitze vom Bart des Herrn Akademos analog abgebildet erkennen. Die Bedeutung des Wortes Akademie hat sich durch den Gebrauch des Wortes gebildet und verändert.

Sprache und Philosophie

Derjenige Zweig der Philosophie, der sich mit dem Zusammenhang zwischen dem Gebrauch von Wörtern und ihrer Bedeutung beschäftigt, heißt *Sprachphilosophie*. Dort wird beispielsweise untersucht, in welcher Weise Menschen in verschiedenen Gesellschaften das Wort „Gott“ gebrauchen und was es für sie bedeutet. Das ist freilich eine andere Art Philosophie als wir ihr in den europäischen Anfängen begegnen. Und es ist harmlos im Vergleich mit der älteren Philosophie, die statt von der Sprache vom Sein her dachte. Vom Sein her zu denken, nennen Philosophielehrbücher das Denken im *ontologischen Paradigma*. Solange ich in der Sprachphilosophie nur frage, wie das Wort „Gott“ gebraucht wird, (linguistisches Paradigma) trete ich niemandem auf die Füße, der unbedingt festlegen will, dass der Gott, den er in seiner Sprache findet, auch wirklich existiert (ontologisch zu denken sei).

Aber es muss erst einmal ein Gebrauch von Worten entstehen, bevor wir ihn in einer Meta-Sprache untersuchen können. Meta-Sprache meint ein „Sprechen über die Sprache“. Über den Gebrauch einer philosophischen Sprache finden wir in den 400 Jahren vor unserer Zeitrechnung zum ersten Mal reichhaltig schriftlich fixiertes Material. Es ist die Zeit der berühmtesten der „alten Griechen“, namentlich des Sokrates, des Platon und des Aristoteles. Für sie gilt meistens das ontologische Paradigma.

Sowohl Platon als auch sein Lehrer Sokrates erachten das richtige Sprechen für ein Hauptproblem der Philosophie. Wodurch kennzeichnen Wörter in richtiger Weise die Dinge? Gibt es etwas in der Welt, das dem Wort „Gerechtigkeit“ entspricht? Bis heute gibt es keine endgültige Antwort auf diese bereit bei Platon behandelten Fragen.

Am jeweiligen äußeren Rand der Meinungen im Laufe der Philosophiegeschichte finden sich die stärksten Gegensätze. Auf der einen Seite neigen Philosophen zu einer konventionalistischen und auf der anderen Seite zu einer naturalistischen Sprachtheorie.

Dazwischen wollen sich viele nicht festlegen.

Ohne dass wir heute eindeutig erkennen könnten, welche der Seiten Platon (428/427-348/347) und sein Lehrer Sokrates (469-399) tatsächlich vertraten, so diskutierte Platon gelegentlich den Gegensatz sehr deutlich und ergreift Partei für das analoge Muster. „Das

Wort also ist ... Nachahmung dessen, was es nachahmt [...]“³. Hier wird deutlich, wie ein Philosoph die Analogie bevorzugt, die in der Auffassung liegt, dass Worte Träger von Bedeutung sein können. Was wir als „Platonismus“ bezeichnen, ist auch in diesem Sinn eine besondere Auffassung von Wissen. Wissen soll das Wesen (griech.: ousia) der Dinge zur Sprache bringen. Wenngleich stets unklar bleibt, wie erfolgreich und vollständig dieses Wissen erworben werden könne, dachte sich Platon ein Reich der Ideen, in dem das Wesen aller Dinge beheimatet sei. Das schließt freilich auch aus, dass man von „Göttern“ so sprechen darf, als gäbe es das von ihnen bezeichnete Wesen nicht: „Alle diejenigen“, schreibt Platon in seinem Alterswerk *Nomoi (Die Gesetze)* „welche zu der Meinung, es gebe keine Götter oder sie bekümmerten sich nicht um uns oder sie wären durch Geschenke zu bewegen, ... alle solche Leute sollen, ... dazu verurteilt werden, lebenslänglich in dem Gefängnisse ... eingekerkert in Ketten zu liegen...“⁴

Sprache ist nicht immer witzig. Vor allem dann nicht, wenn Erkenntnis, wie bei Platon, zu einer Angleichung des Wissens an das Wesen oder die Ideen der Dinge verstanden wird. Das ist das Prinzip des analogen Denkens. Irgendwie denken sich Platoniker bis in die Gegenwart hinein die Sprache mal mehr den Dingen und mal mehr den Menschen zugehörig – aber mit einer analogen Verbindung dazwischen.

Nominalismus

Heftig diskutiert wurde die Frage, ob Worte die Abbildung einer Existenz sind oder nicht, vom 11. bis zum 13. Jahrhundert unter den christlichen Theologen. Philosophiehistoriker haben für diesen Disput den Namen *Universalienstreit* eingeführt. Haben Allgemeinbegriffe, also die Universalien wie „Menschheit“, ein eigenes Sein? Muss man sich denken, wie Platon das vorgab, dass Menschen nur deshalb Menschen sind, weil sie „teilhaben“ an der Idee der Menschheit? Oder ist es umgekehrt - also empirisch gedeutet -, dass wir das Wort „Menschheit“ wie ein Etikett nachträglich auf die Summe aller Beobachtungen „kleben“, zu denen wir „Menschen“ sagen? Begriffsrealisten beantworteten die erste Frage mit „ja“, Nominalisten dagegen die zweite Frage. Noch heute sprechen Ethiker von dem „Guten“, als sei es mehr als ein bloßes Wort. Für sie gibt es das Gute. Und das sei nicht bloß der Allgemeinbegriff für die vielen unterschiedlichen Tätigkeiten und Dinge, die für etwas anderes „gut“ sind. Für solche Ethiker verfehlen Bedingungen wie: „Wenn du A tust, dann ist das gut für B“, das ethische Werten. Solches „geschieht erst dort, wo man auf etwas für sich selbst Gutes stößt, auf ein Gutes schlechthin, ohne Zusätze und Voraussetzungen.“⁵ Leider vergessen solche Professoren, dass ihre Vorstellung von einem Guten „schlechthin“, selbst nur von ihrer Sprache produziert und damit an die Bedingung der Sprache gebunden ist. Wenn jemand sagt, „Er ist ein guter Tennisspieler“, dann wirft der Satz keine Probleme auf. Aber etwas bleibt im Dunkeln, wenn jemand behauptet: „Sie ist ein guter Mensch“. Er macht dann ein Geheimnis daraus, wer, wann, welche Kriterien festgelegt hat, die erfüllt zu haben das Wörtchen „gut“ andeutet. Aber in der Ethik und in der Moral kann es wichtig sein, dass diejenigen, die festlegen wollen, was „gut“ einzig und allein zu bedeuten habe, im Dunkeln bleiben.

Ein konsequenter Nominalismus betrachtet Worte und Begriffe stets nur als zufällige oder kontingente Verbindung mit der bezeichneten Sache. Worte und Dinge haben dann nichts Reelles miteinander zu tun. Auch das Wörtchen „gut“ kann dann nicht zurückgeführt wer-

³ Platon, *Kratylos*, in: Sämtliche Werke in zehn Bänden Griechisch und Deutsch, hrsg. von Karlheinz Hülsner, Frankfurt am Main und Leipzig 1991, Bd. 3, nach der Übersetzung Friedrich Schleiermachers, ergänzt durch Übersetzungen von Franz Susemihl und anderen, 430a und b.

⁴ Platon, *Nomoi*, in: Sämtliche Werke in zehn Bänden Griechisch und Deutsch, hrsg. von Karlheinz Hülsner, Frankfurt am Main und Leipzig 1991, Bd. 9, nach der Übersetzung Friedrich Schleiermachers, ergänzt durch Übersetzungen von Franz Susemihl und anderen, S. 851 f.

⁵ Otfried Höffe, *ETHIK - Eine Einführung*, C.H.Beck, München 2013, S. 19.

den auf seine Herkunft von einem für objektiv gehaltenen „Guten“. Platons Ideenlehre allerdings ist in der Philosophiegeschichte die Antithese zum Nominalismus. Und seine Philosophie stellt an die Spitze aller Erkenntnisse die Erkenntnis des Guten an sich.

Dagegen hält früh schon der Nominalist Roscelin (1050-1124), dass das Allgemeine nur ein Wort ist (*universale est vox*). Es existieren nur Einzeldinge, also Menschen. Das Allgemeine, die „Menschheit“, oder „das Gute“ besitzt im Nominalismus keine Realität.⁶ Mit dem ausgehenden Mittelalter in der Epoche des Dreißigjährigen Krieges bildet sich der heute so genannte *mentale Paradigma* der Philosophie heraus. Es besagt, dass es Denkkonstrukte sind, die wahr oder falsch sein können. Der wichtigste Vertreter dieses Denkens war René Descartes (1596-1650). In seinem welthistorischen Werk *Meditationen über die Erste Philosophie, in der die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele bewiesen wird*, das 1641 zuerst auf lateinisch erschien, leitete er alle Erkenntnis aus dem *cogito ergo sum*, dem „Ich denke, also bin ich“, her. Für ihn hatte diese Auskunft des eine wörtliche Bedeutung. Das „Ich denke“ erachten Idealisten wie Descartes für die stärkste Form des Seins. Descartes hatte in seinem Buch die Entdeckung verbreitet, dass er an allem zweifeln könne, nur nicht daran, dass er zweifle. Da die Welt das Zweifeln ein Akt des Denkens sei, meinte er, dass er nur sicher sein könne zu existieren, solange er denke. Diese maßlose Selbstüberschätzung des Denkens entsteht in dem Moment, wo ich erkenne, dass alle Dinge (Descartes nannte sie *res cogitans*), die denken, auch existieren, das Denken zur Ursache der Existenz gedeutet wird. Natürlich existieren alle Dinge, die denken. Aber sie denken nur, weil sie existieren, würde ein Materialist wie Karl Marx (1818-1883) dem Idealisten widersprechen.

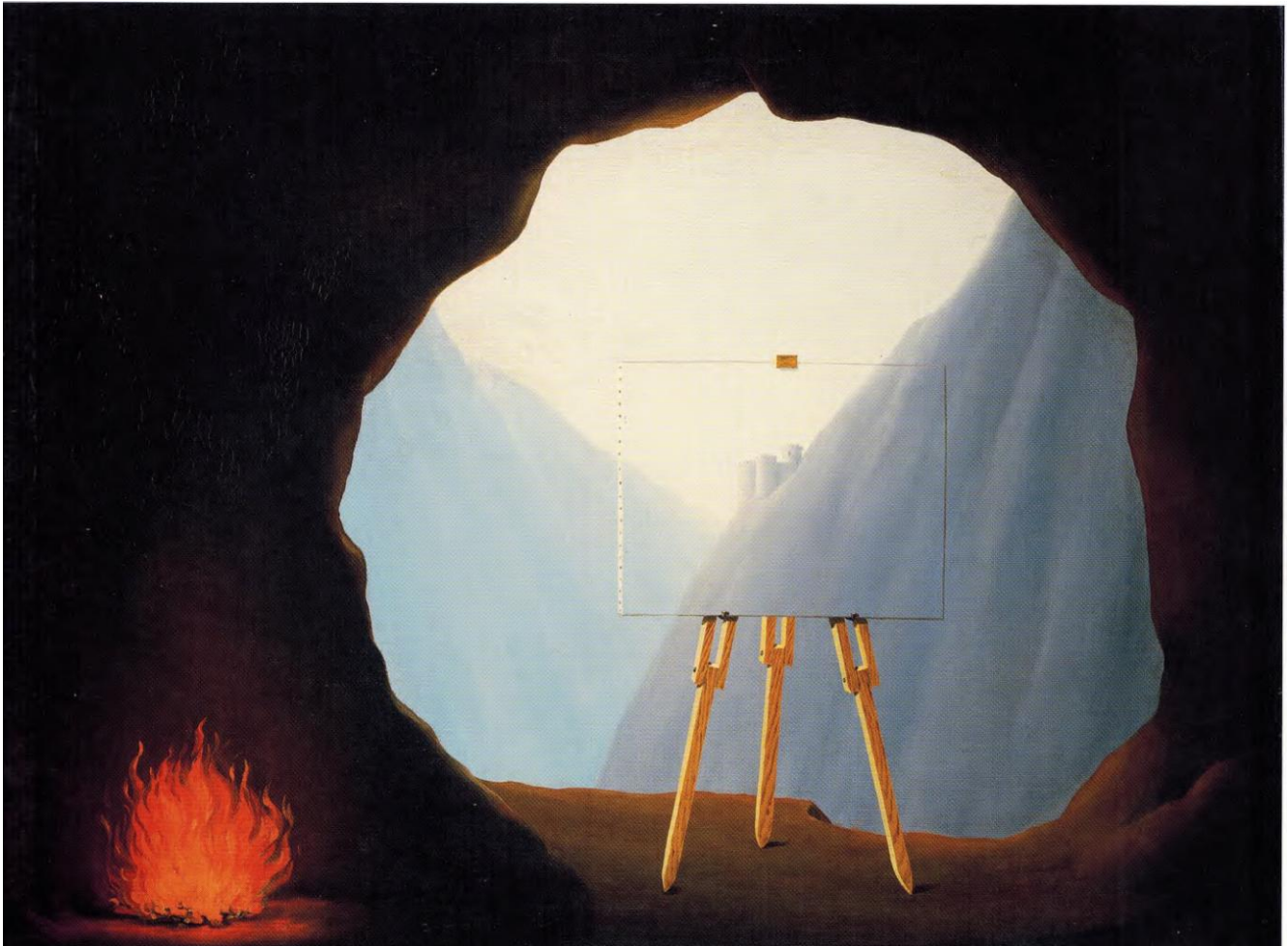
Kantianismus

Der Idealismus wurde durch Immanuel Kant (1724-1804) abgeschwächt und zu einer Philosophie des „Als-Ob“⁷ gedeutet. Dieses Vorgehen bezeichnete er als „Transzendentalphilosophie“. Sie wird in dem umfangreichen Hauptwerk *Kritik der reinen Vernunft* aus dem Jahr 1781 ausgeführt. Sie ist eine erkenntnistheoretische Schrift, die weder nach dem Sein der Dinge, noch nach der Existenz des Denkens oder - wie später in der Sprachphilosophie (linguistisches Paradigma) – nach der Verwendung der Worte in der Sprache. Während vor allem der Platonismus und der Cartesianismus von Erkenntnissen sprachen, stellt die Transzendentalphilosophie die Frage in den Raum: Wie ist Erkenntnis überhaupt möglich. Bevor man Erkenntnisse verbreiten dürfe, müsse man klären, wie diese überhaupt zustande kommen und wie diese möglich sind.

⁶ Vgl. Kurt Flasch, *Das philosophische Denken im Mittelalter. Von Augustin zu Machiavelli*, Stuttgart 2013, S. 132.

⁷ Hans Vaihinger, *Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus; mit einem Anhang über Kant und Nietzsche*, Reuther & Reichard, Berlin 1911.

Die folgenden Bilder und Erklärungen habe ich vorgestellt:





René Magritte, *La Condition Humaine*, 1935

Nominalismus

Karl R. Popper, *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, Band II, *Falsche Propheten*, übersetzt von P. K. Feyerabend, A. Francke Verlag, Bern, 6. Auflage A. Francke Verlag GmbH, München 1980. Ebook. (Fettdruck von KJG)

„Auch die Definitionen spielen in der Wissenschaft eine ganz andere Rolle, als Aristoteles gedacht hatte. Aristoteles lehrte, daß wir in einer Definition zuerst auf das Wesen verweisen - etwa dadurch, daß wir es benennen - und daß wir es dann mit Hilfe der Definitionsformel beschreiben; ebenso, wie wir in einem gewöhnlichen Satz wie «Dieses Fohlen ist braun» zuerst mit den Worten «dieses Fohlen» auf ein gewisses Ding verweisen, um es

dann als «braun» zu beschreiben. Und er lehrte, daß wir, indem wir so das Wesen beschreiben, auf das der zu definierende Ausdruck verweist, auch den *Sinn* dieses Ausdrucks bestimmen oder erklären. Dementsprechend kann die Definition zur gleichen Zeit zwei sehr nahe verwandte Fragen beantworten. Die eine lautet «Was ist es?», zum Beispiel «Was ist ein Fohlen?»; sie fragt nach dem Wesen, das vom definierten Ausdruck bezeichnet wird. Die andere lautet «Was bedeutet es?», zum Beispiel «Was bedeutet ‚Fohlen‘?»; sie fragt nach dem Sinn eines Ausdrucks (nämlich jenes Ausdrucks, der das Wesen bezeichnet). Es ist hier nicht nötig, zwischen den beiden angeführten Fragen zu unterscheiden; es ist vielmehr wichtig zu sehen, was ihnen gemeinsam ist; und ich möchte insbesondere darauf aufmerksam machen, daß *beide Fragen durch den Ausdruck veranlaßt werden, der in der Definition auf der linken Seite steht, und daß sie beide durch die Definitionsformel beantwortet werden, die auf der rechten Seite steht*. Dies charakterisiert den essentialistischen Standpunkt, von dem sich die wissenschaftliche Definitionsmethode radikal unterscheidet.

Während die essentialistische Interpretation eine Definition «normal», das heißt von links nach rechts liest, muß eine Definition, wie sie gewöhnlich in der modernen Wissenschaft verwendet wird, von rückwärts nach vorne, das heißt von rechts nach links gelesen werden; denn sie beginnt mit der Definitionsformel und fragt nach einer kurzen und handlichen Bezeichnung, nach einer Art Etikette für sie. In der wissenschaftlichen Auffassung ist eine Definition wie etwa «Ein Fohlen ist ein junges Pferd» eine Antwort auf die Frage «Wie sollen wir ein junges Pferd nennen?», nicht aber eine Antwort auf die Frage «Was ist ein junges Pferd?». (Fragen wie «Was ist Leben?» oder «Was ist die Schwere?» spielen in der Wissenschaft keine Rolle.) Den wissenschaftlichen Gebrauch von Definitionen, der durch das Vorgehen «von rechts nach links» gekennzeichnet ist, kann man im Gegensatz zur Aristotelischen oder essentialistischen Interpretation die nominalistische Interpretation nennen. In der modernen Wissenschaft kommen nur nominalistische Definitionen vor, das heißt abkürzende Symbole oder Etiketten, die zur abkürzenden Darstellung einer langen Formel eingeführt wurden.“

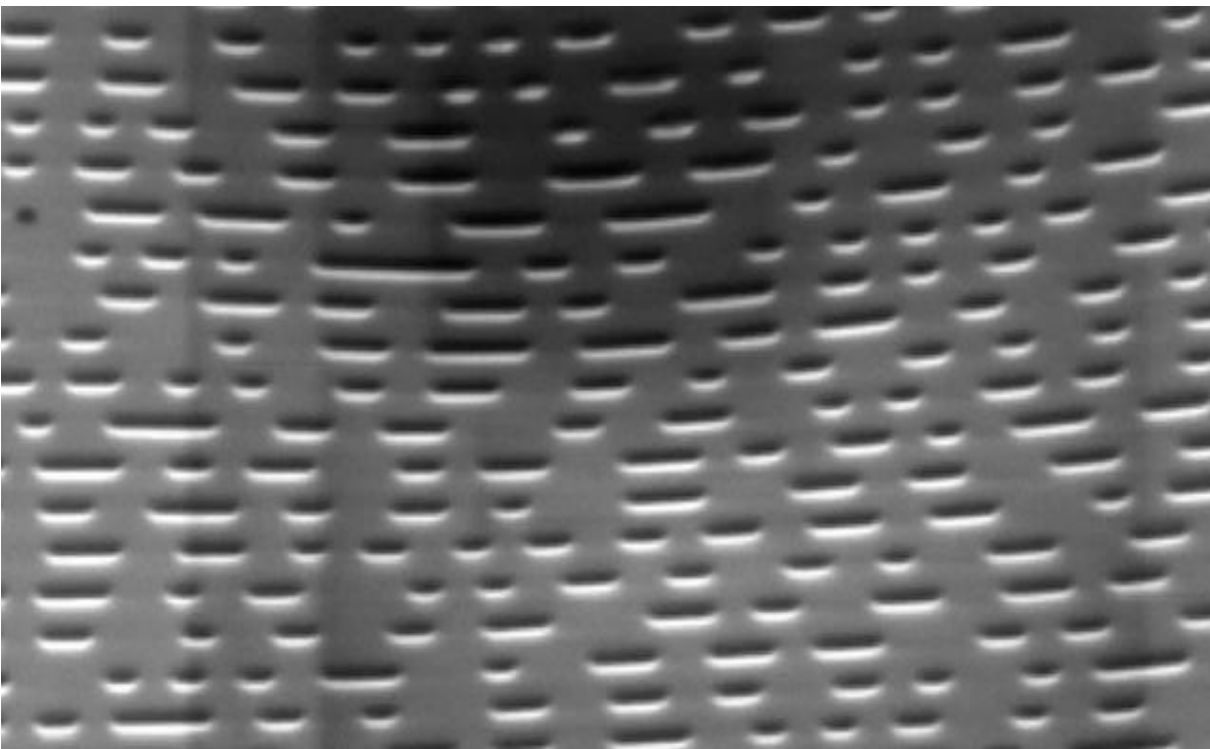
„Ein Fohlen ist ein junges Pferd“ (essentialistisch definiert)

„Ein junges Pferd nennen wir ein Fohlen“ (nominalistisch definiert)

Digitales Denken



Analogspeicher Schallplatte



Digitaler Speicher DVD oder CD



"Das Chinesische Zimmer ist der Name für ein Gedankenexperiment des Philosophen John Searle. Mit seiner Hilfe versucht Searle die Meinung zu widerlegen, dass digitale Computer allein dadurch Bewusstsein erlangen könnten, dass sie ein passendes Programm ausführen.

Bei dem Gedankenexperiment stellt man sich einen geschlossenen Raum vor, in dem ein Mensch, der Chinesisch nicht beherrscht, chinesische Schriftzeichen anhand einer in seiner Muttersprache verfassten Anleitung verändert – er übersetzt chinesische Schriftzeichen in chinesische Schriftzeichen. Personen außerhalb des Raums folgern aus den Ergebnissen, dass der Mensch in dem Raum Chinesisch beherrscht, obwohl das nicht der Fall ist.

John Searles „Chinesisches Zimmer“

Während Searles Beispiel am analogen Denken festhält stellt sich im digitalen Zeitalter die Leistungsfähigkeit Heinz von Foersters heraus:

„Der Hörer, nicht der Sprecher bestimmt die Bedeutung einer Aussage.“⁸

Diese Wendung bringt die alteuropäische Philosophie in Bedrängnis. Julian Nida-Rümelin versucht sie zu retten durch Versicherungen wie:

„Die Bedeutung von Äußerungen und generell von Zeichen aller Art ist an die Absichten derjenigen gebunden, die diese Äußerungen tun bzw. diese Zeichen verwenden. Ohne Intentionalität keine Bedeutung.“⁹

Auch Jürgen Habermas bediente sich der Rationalität, die von Populisten leider sehr gut ausgebeutet werden kann. „Mit Krisen verbinden wir die Vorstellung einer objektiven Gewalt, die einem Subjekt ein Stück Souveränität entzieht, die ihm normalerweise zusteht.“¹⁰ Was jemandem „normalerweise“ zusteht, ist keine objektiv allzeit gültige Norm. Im Wahl-

⁸ Heinz von Foerster/Monika Bröcker, *Teil der Welt. Fraktale einer Ethik. Ein Drama in drei Akten*, Carl-Auer-Systeme Verlag, Heidelberg 2002, ebook, sowie an anderen Stellen.

⁹ Julian Nida-Rümelin, *Unaufgeregter Realismus: Eine philosophische Streitschrift*, mentis Verlag, Paderborn 2018, S. 92. Ebenso in ders. und Nathalie Weidenfeld, *Digitaler-Humanismus. Eine Ethik für das Zeitalter der Künstlichen Intelligenz*, Piper, München 2018, ebook.)

¹⁰ Jürgen Habermas, *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1973, S. 10.

kampf 2021 warb die AfD mit dem Slogan „Deutschland. Aber normal“¹¹. Wer mit dem unkontrollierbaren Zuwachs an Komplexität nicht arbeiten kann, wirbt mit einer Normalität, die es niemals gab. Nicht dasjenige, was „normal“ oder „wahr“ ist, setzt sich durch, sondern dasjenige, das am meisten zitiert, kopiert, angeschaut wird, und natürlich dasjenige, was funktioniert. Mit dieser neuen Erwartung stellt sich die Verbindung zwischen digitalem Denken und KI her. Sie beeinflusst auch unsere Auffassung von Ethik, wie wir im nächsten Vortrag sehen werden.

¹¹ <https://www.youtube.com/watch?v=9utgQQQ4ylc>